

Leseprobe

Gisela Dischner

# Liebe und Müßiggang



---

**EDITION SIRIUS**

Bielefeld und Basel

2011

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© EDITION SIRIUS

im AISTHESIS VERLAG GmbH & Co. KG 2011

Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld

Bläsiring 136, CH-4057 Basel

Umschlaggestaltung: Hans Haessig (Basel)

Satz: Germano Wallmann, [www.geisterwort.de](http://www.geisterwort.de)

Druck: docupoint GmbH, Magdeburg

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-89528-838-8

[www.edition-sirius.de](http://www.edition-sirius.de)

[www.aisthesis.de](http://www.aisthesis.de)

## Inhalt

Vorwort .....	7
1. Zeit für die Liebe? .....	13
2. Liebe in der Antike und in der Renaissance .....	41
3. Nietzsches hellsehender Blick .....	58
4. Der <i>andere Zustand</i> : Liebe, Müßiggang und Geschmack .....	67
5. Transzendierung ins Diesseits: Offenbar Geheimnis .....	78
6. Die Phantasie an die Macht. Aus der Welt des Habens in die Welt des Seins .....	100
7. Das Liebesspiel von Phantasie und Wirklichkeit: Schillers <i>Geisterseher</i> und Goethes <i>Werther</i> .....	111
8. Die Zukunft beginnt jeden Augenblick. Visionen liebender Gesellschaft .....	138
Autobiographischer Rückblick .....	149
Literaturverzeichnis .....	154
Personenregister .....	159

## Vorwort

Das Gefühl für die Pathologie der Normalität, die Erkenntnis, dass wir uns, eingepresst in die Zwangsjacke einer immer absurder werdenden Welt der Arbeit, in einer Art Irrenhaus befinden, nimmt zu. Und mit der Einsicht, dass bei gerechter Verteilung der Arbeit – einer Zwei-bis-Drei-Tage-Woche für alle (die es wollen) – es weder Vollbeschäftigte noch Arbeitslose geben müsste, gewinnt eine neue-alte Lebenskunst immer noch an Reiz: der Müßiggang. Er gilt, wenn auch bei Wenigen, nicht mehr als aller Laster Anfang. Die Interviews mit Schriftstellern und Künstlern, die sich zu dieser Kunst positiv äußern, finden sich vermehrt in Zeitschriften; Bücher erscheinen über Muße und Nichtstun, der *Spiegel* widmete dem Thema eine Titelgeschichte: *Ich bin dann mal off* über die Kunst des Müßiggangs im digitalen Zeitalter (ich begrüßte dort erstaunt die zitierten Helden aus meinem *Wörterbuch des Müßiggängers*). »Entschleunigung« ist ein neues Modewort in dieser Situation, in der paradoxerweise amerikanische Zustände zum Selbstverständnis werden – zwei oder drei »Jobs« nebeneinander zu haben, um die »steigenden Kosten« zu decken. Die Wirtschaftsexekutive, genannt Politik, schwärmt, gemeinsam mit einigen systemkonformen Gewerkschaftlern, von Produktionssteigerung und Vollbeschäftigung (die es nie mehr geben kann). Immer noch wende ich mich an eine kleine Minderheit, wenn ich von Liebe und Müßiggang spreche – die Mehrheit lässt sich – darüber täuschen die Müßiggang-Interviews nicht hinweg – von diesem Thema nicht in Anspruch nehmen. »Das ist etwas für Privilegierte« oder »Schnorrer, die von unseren Steuergeldern leben« – diese Argumente höre ich seit drei Jahrzehnten, seit ich aufgrund der »Materialien zu einer

Theorie des Müßiggangs« als Anhang zu Friedrich Schlegels *Lucinde* (Dischner 1980: 177-284) zu Diskussionsrunden zum Thema Nullbock, die neue Jugend, Arbeitslosigkeit etc. eingeladen wurde. Daß die »Materialien« 1981 geraubdruckt wurden, worauf ich sehr stolz war und bin, zeigte ein erwachendes Interesse an diesem Thema: Schon bei den »68ern« hatte es die strammen Arbeitsrechts-Dogmatiker von den »Spontis« gespalten. Angesichts einer vom Fetisch der Profitmaximierung verursachten Wirtschaftskrise erscheint der Anspruch auf Selbstverwirklichung in der Arbeit als ein verzichtbarer Luxus. Immer unversöhnlicher stehen sich zwei Welten gegenüber: die Welt der entfremdeten Erwerbsarbeit und konsumorientierten Freizeit und die Welt der freien bewußten Tätigkeit und des schöpferischen Müßiggangs.

Im Alltag vermischen sich diese Welten: Innerhalb entfremdeter Erwerbsarbeit finden sich Nischen für freie bewusste Tätigkeit. Die Freude an dieser hilft, die Gesamtsituation zu ertragen. Mit mehr Zeit würde die Freude an der Arbeit zunehmen – eine Drei-Tage-Woche wäre dafür fraglos eine günstige Voraussetzung: Es gäbe dann weder Überbeschäftigung noch Arbeitslosigkeit. Aber noch ist es nicht so weit, obwohl sie durch die „Revolution der Mikroprozessoren“ möglich wäre; diese übernehmen längst einen Großteil entfremdeter Arbeit. Nur die umweltgefährdende sinnlose Produktionssteigerung unter dem Gesetz der ständigen Profitmaximierung hält uns in einer Welt der Arbeit und des Konsums gefangen. Das führt dazu, dass die Zeit der Muße und freien bewussten Tätigkeit zugunsten einer Arbeitszeitnorm oft krankmachend eingeschränkt wird. Im Menschen selbst prallen Welten auf einander: In der einen Welt wird nach der Zeit=Geld-Logik eine Arbeitszeitnorm festgeschrieben, die, wie alles, auch den Privatbereich weitgehend dem Ökonomismus und damit der Quantifizierung unterwirft. In der anderen Welt ist die Zeit ebenfalls kostbar. Aber als qualitative Lebenszeit läßt sie sich nicht in der Zeit=Geld-Logik quantifizieren. Sie folgt anderen Gesetzen. Gesetzen der Stimmung, der Atmosphäre, der Intensität des Erlebens, einem zeitaufhebenden Aufgehen im freien, selbstbewußten Tun (für das der Begriff *Flow* in Mode

kam). Sehr viele Menschen führen inzwischen ein oft anstrengendes Doppelleben, indem sie abwechselnd in beiden Welten leben – sie kennen den *anderen Zustand*.

Von dieser Welt des *anderen Zustands* ist im Folgenden die Rede. Aufgesucht werden dabei geschichtliche Stationen, in denen das intellektuelle Klima sich in einer Atmosphäre der Muße und eines liebenden Miteinander verbreiten konnte. – Es hat nie eine ganze Gesellschaft erfaßt, aber es gab für die Müßiggänger, denen an Status, Erfolg und Macht nichts gelegen war, zu Zeiten günstige Bedingungen, um ihrer Empfänglichkeit für die Schönheit ohne Produktionszwang, ihrer Sensibilität für eine Sympraxis (so nannten es die Jenaer Frühromantiker) nachzugehen.

Aber es gab auch vereinzelte Müßiggänger, die eine andere Atmosphäre zu verbreiten in der Lage waren. Ich spreche hier nicht von der Art »Müßiggang«, die einer Ausbeuterklasse (ob Aristokraten oder Großunternehmer mit Beginn der kapitalistischen Epoche) von den Ausgebeuteten zugesprochen und in der zweiten Strophe der Internationalen kritisch zurückgewiesen wird. Ich spreche von jener »Klasse« der Müßiggänger, die man bei Denkern, Dichtern und Künstlern, manchmal auch »nur« Lebenskünstlern findet; Menschen also, die in eher seltenen Fällen zu den sozial Privilegierten gehören, Menschen, die meist Geldprobleme haben, weil sie sich nur in Notsituationen entfremdeter Erwerbsarbeit zuwenden und lieber dem Ideal der *paupertas* leben – der einfachen Lebensart ohne großen Aufwand –, als sich ihre kostbare Lebenszeit stehlen zu lassen, um zu arbeiten. Aber ich spreche auch von privilegierten Ausnahmesituationen, so, wenn ich über die Liebesvorstellungen der Renaissance reflektiere oder die Rolle des Prinzen in Schillers *Geisterseher* näher betrachte und gleichzeitig die Rolle Schillers, der sich einem modischen Thema zuwendet, um durch einen Publikumserfolg sozial zu überleben.

Der Müßiggang ist, so meine erste These, ein *Habitus* jener Menschen – ob privilegiert oder nicht – denen *Zeit in jedem Fall wichtiger ist als Geld*; die sich souverän verhalten, indem sie es vermeiden, auszubeuten oder ausgebeutet zu werden, also der Herr-Knecht-Dialektik entronnen sind; die in ihrer

Beziehung zwischen Gemüt und Umwelt eine Poetisierung des Lebens anstreben bis in den Alltag hinein.

Diese Menschen, so meine zweite These, sind nicht nur liebenswürdiger und aggressionsfreier – weil weniger entfremdet – im Umgang mit den anderen, sie sind ganz allgemein denk- und liebesfähiger. Sie sind nicht notwendig im ›bildungsbürgerlichen Milieu‹ beheimatet und finden sich als deklassierte Müßiggänger auch in einem Milieu, das ihnen zu Recht feindlich erscheint, weshalb sie in der Gefahr sind, klinifiziert oder kriminalisiert zu werden als Nichtstuer, Taugeichtse, Tunichtgute.

Meine dritte These ist, daß wir uns gegenwärtig mitten in einem Paradigmenwechsel von einer Arbeits- zu einer Muße-gesellschaft bewegen. Das bedeutet, daß der Ökonomismus nicht mehr als die alleinseligmachende Lösung angesehen wird, aber andererseits – da über lange Zeit als höchster Wert der Leistungsgesellschaft stark verinnerlicht – daß er erst sehr langsam abgebaut werden kann. Der Paradigmenwechsel vom *homo oeconomicus* zum *homo aestheticus* vollzieht sich zunächst in jenen Gruppen, die immer schon zum Müßiggang neigten, und gewinnt sehr allmählich an Attraktion. Totalitäre Maßnahmen werden ihn auf Dauer nicht verhindern können. Die Revolution der Mikroprozessoren hat schon große Teile entfremdeter Arbeit übernommen: Die Arbeitssklaven werden immer überflüssiger, freie bewußte Tätigkeit wird immer aussichtsreicher. Die Grenzen des Wachstums – auch jene der Menschen im globalen Maßstab – sind nicht nur absehbar, sondern haben durch ihre Überschreitung längst zu Katastrophen geführt, menschlich und, damit zusammenhängend, ökologisch: Die äußere wie die innere Naturbeherrschung hat eine zerstörerische Technokratie hervorgebracht, deren Folgen noch die Urenkel zu tragen haben.

Denken ist zukünftig, frei und verantwortlich. Aber da es, wie die Liebe, ohne Muße verkeimt, befinden wir uns bereits mitten auf der Flucht in virtuelle Welten. Der Müßiggang kann diesen Flucht-Fortschritt aufhalten. *Er ist das wahre Therapeutikum gegen die Pathologie der Normalität.* Der Müßiggänger ist ein Lebenskünstler: Er »arbeitet« an der Aufhebung der

bestehenden Trennung von Kunst und Leben. Seine Sprache verrät dies: Sie ist spielerisch, nimmt Symbolisches wörtlich, Wörtliches symbolisch und widersteht damit der identifizatorischen Tendenz zur Vereindeutlichung alles Aus-Gesagten. Wozu uns der Computer zwingt, das muß nicht notwendig die Alltagskommunikation bestimmen. Diese Haltung nennen wir *ästhetisches Handeln* (den Unterschied von Handeln und Arbeiten kann der geneigte Leser bei Hannah Arendt finden in ihrem schönen Buch über die *Vita activa* und die *Vita contemplativa*).

Das ästhetische Handeln ist ein Charakteristikum des Müßiggängers als *homo aestheticus*. Er bringt damit seine Umgebung zum Lachen und zum Nachdenken, insofern ist er nicht, wie er von verkniffenen Arbeitssüchtigen bezeichnet wird, asozial, sondern er ist im höchsten Maße sozial engagiert: Er erzieht die sprachlich Verwahrlosten und Unerzogenen – er zeigt ihnen im alltäglichen Umgang, daß Sprache mehr ist als »Informationsträger«, daß sie nicht nur für den Feierabend als Dichtung präsentiert und konsumiert werden kann. Er erinnert die Menschen, indem er ihre sprachsymbolischen Äußerungen wörtlich nimmt, daran, was sie da eigentlich reden. »Sie waren doch das Schnitzel« – wenn dies der Kellner ruft, fällt auch dem sprachlich weniger Sensibilisierten auf, was mit Sprache geschieht, denn vor allem die Sprache zeichnet uns als Menschen aus. Insofern ist die *Montage* als Stilmittel der modernen Sprache der Dichtung eines jener Mittel zur Bewußtwerdung: eine mögliche Voraussetzung für den *homo aestheticus*. Er wendet sich liebend-erzieherisch-bewußtmachend an die in der Tretmühle der Arbeitswelt Absorbiererten: Er erinnert sie an ihr – auch wortschöpferisches Potenzial, daran, daß sie Menschen sind, weder Arbeitstiere noch Maschinen.

Das »dritte« Neue, das bei der Montage (um nur ein Beispiel sprachschöpferischer Aktivität zu nennen) entsteht, wird nicht *ausgesagt* (daher der antimimetische Charakter der Montage), sondern entsteht im Zuschauer oder Zuhörer. S. Eisenstein, der russische Filmregisseur und erster Meister der filmischen Montage (darauf beruht die Filmkunst seines

*Panzerkreuzer Potemkin*), zeigt beispielsweise ein Grab und eine schwarz gekleidete junge Frau. Der Zuschauer *bildet* das *dritte* Neue neben Grab und Frau: *Witwe*. In der >konkreten< Dichtung wird mit sprachlichen Montagen gearbeitet: »das entscheidende mittel für die aufhebung der trennung von kunst und leben ist die montage in ihren unterschiedlichen formen« (bezzel 1980: 78). Der Müßiggänger, da nicht absorbiert von der Notwendigkeit, Sprache dauernd zum Informationsträger zu instrumentalisieren, hat Muße, auf die Sprache zu lauschen, er ist (Umwertung der Werte!) ein ästhetischer Lauschangreifer – er hört, wenn *die Sprache spricht*, und er macht seine Umgebung sprachlich darauf aufmerksam. Er stört den reibungslosen Funktionsablauf der sprachlich verkommenen Arbeitswelt. Dieses kulturevolutionäre Moment wird den (Sprach-)Herrschenden inzwischen nicht mehr zum Skandalon, sie bauen es in ihre Werbung ein: *Kenner tanken Kaltex*. Die konkrete Poesie von der Werbung eingeholt? Auch das ist vieldeutig: Denn so sorgt die Werbung auch für eine Sprachlockerung – im besten Fall (sie arbeitet längst mit Sprachmontagen) – Teil einer sich wandelnden Alltagswelt?

ich sehe eine wünschenswerte analogie der ästhetischen einstellung der konkreten künstler gegenüber der sprache zur einstellung von uns allen zur alltagswelt in den fällen, wo es uns gelingt, getrenntes lustvoll zusammenzubringen und zementiertes lustvoll zu sprengen, radikal kritisch wie radikal genießerisch zu sein, wo es uns also gelingt, lebenspraktisch zu >montieren< ... (bezzel 1980: 81)

Dies sei nur ein Beispiel der Möglichkeiten, wie der Mensch, der aus der Umklammerung der Arbeitswelt entlassen wäre, sich – auch sprachlich – lockern und entspannen könnte, um allmählich zu sich selbst zu finden: Wenn ich mit jemand zusammen lachen kann, auch mitten im Ablauf von »Arbeitsvorgängen«, so handle ich *menschlich*. Der Müßiggänger löst in seiner Umgebung ein befreiendes Lachen aus – er tut es aus Liebe zu einem ansprechbaren Du. (Dischner 2009: 9-68)

## 1. Zeit für die Liebe?

Der zum Nutztier reduzierte Mensch wird durch die Welt der Arbeit, so meine These, zunehmend liebesunfähig. Zeit haben ist eine Voraussetzung für Liebesfähigkeit. Wer keine Zeit hat, weil er entweder mit entfremdeter Erwerbsarbeit oder fremdbestimmtem Konsum beschäftigt ist, kann nicht *zu sich* kommen und damit auch nicht zum anderen, den er vielleicht lieben könnte, hätte er Zeit.

So aber, ohne Zeit, in der Liebe entstehen und sich entfalten könnte, verabredet er sich innerhalb festbegrenzter Zeitökonomie zu einem *date*, an dem er (oder sie) »es« bringen muß. Puff, sagt die Poesie der Liebe und stirbt. Übrig bleibt, wenn überhaupt, »entsublimierte Sexualität« (Herbert Marcuse), die, der Form halber, mit Liebesfloskeln garniert wird. Übrig bleibt – dennoch – eine Sehnsucht nach einem liebevollen Umgang, nach einem gegliückten Dasein. Wie könnte es aussehen – es wäre ja ganz unsinnig, den Menschen in seiner gegenwärtigen Entfremdung in eine Mußegesellschaft möglicher Zukunft zu projizieren: Seine durch Freilassung aus der Arbeitsgesellschaft entfesselten Energien würden ja langfristig eine Wesensveränderung bewirken! Diese können wir nur erahnen. Denn auch die Menschen, die als Denker und Künstler etwas von diesen Möglichkeiten antizipieren, sind von der gegenwärtigen Entfremdung geprägt. Wie sähe beispielsweise die Erziehung zu einer geistigen Kultur, die Wissen mit Geschmack verbindet, aus? Eine Bildung, die ohne Karrieredruck, ohne ständiges Schielen auf den Nutzen, der solches rechtfertigt, sich spielerisch entfalten könnte?

Die boomende Beraterliteratur ist ein Indiz dafür, daß die Menschen im wörtlichen Sinne geschmackloser geworden

sind, zumindest aber geschmacksunsicher: Denn Geschmack heißt, zu wissen, was man lieben und was man ablehnen muß für ein geglücktes Dasein, was einem steht und was schadet. Was kleidet mich? Was bekommt mir? Was bereichert mich innerlich? Das fragt sich der kultivierte Mensch auch in bezug auf den menschlichen Umgang, besonders auf den seiner nächsten Umgebung. Und indem er so fragt, verbindet er Wissen und Geschmack zu einem Einfühlungsvermögen in (auch vergangene) Ereignisse und Menschen. Indem er – ohne narzißtische Störung und Anerkennungsneurose – aus Selbstliebe sich Menschen und Dingen zuneigt, die ihm bekömmlich sind, wird er überhaupt liebesfähig für den und die anderen, die ihm begegnen. Die einfühlsame Selbstbegegnung und Selbsterkenntnis befähigen ihn zu Empathie und Welterkenntnis. Kalte Gelehrsamkeit – ohne Empathie und geschmackvolles Unterscheidungsvermögen in der eigenen Lebensführung – bleibt kulturlos und das heißt lieblos. Wissen, das nicht an die eigene Existenz gebunden ist, wird in der »Fachwelt« wohl als »objektive« Wissenschaftlichkeit gefeiert, wirkt aber langweilig und unlebendig. Unter Fußnotenmenschen entsteht statt liebevoller Geselligkeit und der Kunst des Gesprächs oft ein unerträglicher Profilierungswahn. Damit einher geht meist die Unfähigkeit, den Anderen als Anderen überhaupt wahrzunehmen und ihm liebevoll zuzuhören. Das von der Existenz und damit verbunden dem Geschmack abgelöste Wissen bleibt deshalb kalt, trocken, geschmacklos, auch wenn Bibliotheken damit gefüllt und Studierende damit vollgestopft werden.

Ein geistvolles Gespräch setzt immer auch ein liebevolles Miteinandersein voraus, eine vorurteilsfreie aber urteilskompetente Haltung, Aufmerksamkeit und Konzentration im gemeinsamen Bemühen, Dinge bis auf den Grund zu durchdenken. Für diese Haltung ist ein Zeit-Haben nötig: Das heißt praktisch, ein sich Zeit-Nehmen für die Dinge, über die man spricht, für die Menschen, mit denen man über diese Dinge spricht. Ein Blick auf den Großteil akademischer Kongresse bestätigt das genaue Gegenteil: In kurzer Zeit werden möglichst viele Dinge von möglichst vielen Menschen *abgehandelt*, nicht vertieft, nicht im gegenseitigen, einfühlsamen Zuhören

korrigiert oder erweitert. Deshalb bleibt bei sensiblen Teilnehmern ein übler Nach-Geschmack oder schlimmer, die Empfindung, daß das Ganze geschmacklos war.

Die alten Chinesen unterscheiden in ihrer Sprache sehr genau zwischen Gelehrsamkeit (hsüek), Betragen (hsing) und dem Einfühlungs- und Unterscheidungsvermögen (shih oder shihchien), das sie, in bezug auf gelehrtes Wissen, als *Interpretationskraft* bezeichnen. (Lin Yutang: 417) Von einem guten, auch wissenschaftlichen Schriftsteller fordert man, daß sein Wissen mit Geschmack verbunden sei. Zum guten Geschmack und der damit verbundenen Selbständigkeit gehört Mut (tan). Das entspricht griechischer *Weisheit* im etymologischen Sinn des Wortes: *Sapiens*, der Weise, ist wörtlich der *Schmeckende*, er schmeckt unterscheidend das *Wissenswürdige* heraus (er akkumuliert nicht Wissen), er ist ein Mann von Geschmack. Überträgt man dies auf den optischen Sinn, so ist er ein *Nuancier* (vgl. S. 78) der Wahrnehmung. Deshalb ist der Müßiggänger, wenn er seine Kunst des Müßiggangs beherrscht, ein Künstler und ein Weiser also ein wahrer Lebenskünstler. Er ist als solcher die Idealgestalt einer möglichen Zukunft – in *kanonischen* Menschen (wie Novalis sie nennt) selten realisiert. Eine der hervorragenden Eigenschaften des Müßiggängers ist sein Hören auf den immer klugen, nicht lügen-könnenden Körper. Hier befindet er sich in guter griechischer Tradition: Der Geist, *nous*, leitet sich vom Wort *wittern* ab; der geistvolle Mensch verfügt über das Geruchsorgan, mit dem er *wittert*, und über das Geschmacksorgan, das ihn, *sapiens*, zum Weisen macht. An den Griechen hat Nietzsche seine Leibphilosophie geschult, wenn er (aus dem Nachlaß der Achtzigerjahre) schreibt:

es handelt sich vielleicht bei der ganzen Entwicklung des Geistes um den *Leib*: es ist die *fühlbar* werdende *Geschichte* davon, daß ein *höherer Leib sich bildet*. Das Organische steigt noch auf höhere Stufen. (Nietzsche III: 901f.)

Der Müßiggang ist die Voraussetzung für diese Bildung des höheren Leibes. Der körperliche Schauer, der mich im numinosen »Vorbeigang des Ewigen« (Heidegger) überfällt, ist

blitzartig, aber solche jähe »brückenlose Einkehr« ist nur möglich durch ein inneres Sich-Offenhalten, das sich, von innen ausstrahlend, bis in die Poren der Haut verlängert. Wenn ich verschlossen bleibe (oft bis zur defensiven Haltung hochgezogener Schultern) entgeht mir das Wunder der Begegnung: sowohl mit einem Menschen wie mit einem Naturereignis oder einem Bild, für dessen Vollendung der Künstler manche Stunden einer »Windstille der Seele« auf sich genommen hat. (Nietzsche fand diese Metapher bei Epikur.) Nichts geht mehr *unter die Haut*, der Mensch erstarrt in einem ihn versteinernenden *status quo* scheinbarer Sicherheit und ist sich selbst entfremdet. Kein höherer Leib ist in der Arbeitswelt gefragt, sondern Fitness, die sich der von der Arbeit Erschlaffte im Fitness-Studio holt: Und ein dem Katalog angepaßtes »Schönheits«-Ideal, für das die Arbeitsgestreßten zum Schönheitschirurgen gehen, damit sie, wie ein New Yorker Schönheitschirurg annoncierte, »beim nächsten Bewerbungsgespräch nicht gleich wieder vergessen werden«. Schöne neue Welt! Nein, diese Welt aus Charaktermasken, die sich als aufpolierte Ware Arbeitskraft verkaufen, ist nicht schön. Sie ist häßlich wie ein Großteil des Kinderspielzeugs, der Neubauten, der Techno-Musik. Sie bereitet dem Menschen ein körperliches Unwohlsein, wenn er noch Geschmack hat. Eine falsche Farbzusammenstellung beleidigt seinen Geschmack ebenso wie ein schlechter Sprachstil. Benn erwähnt in der Besprechung von Friedrich Sieburgs Buch *Nur für Leser* dieses körperliche Reagieren auf Geschmacklosigkeiten im Stil:

... man verliert nie den Eindruck, der Autor fühlt sich, nein: er ist durch stilistische und geschmackliche Fehlleistungen geradezu körperlich gefährdet. So entwickelt ist seine Sensibilität gegen Wort und Satz. (Benn III: 1811)

Mancher Müßiggänger klinkt sich aus dieser transzendenzlosen Konsumwelt aus, er findet sie *zum Kotzen*, er kann die, zum Kauf überflüssiger Waren überredenden geölten Baßstimmen der Männer und piepsigen Dur-Stimmen der Frauen nicht mehr hören. Über Geschmack läßt sich sehr wohl